



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ludwig-Dohm, Max: Sturm : Roman :(Siebente Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Siebente Fortsetzung)

Nach jenem mißglückten Speach auf dem Gutshof hatte sie sich zur Mutter begeben, um Bericht zu erstatten. Auch der Maler war zunächst auf sein Zimmer gegangen, verließ es aber sofort wieder und holte das Bild aus dem Korridor zu sich herauf. Er schloß die Tür hinter sich und ging mit einem fieberhaften Eifer daran, die zerbrochene Holztafel von der Staubschicht zu säubern, die sich oben unter dem Bodengerümpel auf ihr abgelagert hatte. Er entnahm von dem Inhalt verschiedener Flaschen und wusch und rieb damit, um die Farben aufzufrischen. Er griff zu einer Lupe und untersuchte die Ecken des Bildes. Da sah er endlich seine Vermutung bestätigt; die Spannung seines Gesichtes löste sich und verwandelte sich in ein triumphierendes Lächeln. Liebkosend strich seine Hand immer wieder über das leuchtende Inkarnat dieses wollüstig hingegossenen Frauenkörpers. Da ließ ihn ein leises Klopfen an der Tür zusammenschrecken. Es war Mara, die durch die Ankunft des Barons Schleddehausen in Angst um ihren Freund versetzt war. Das Bild flog unter die Bettdecke, und der Maler öffnete.

„Bitte bleiben Sie jetzt auf Ihrem Zimmer!“ sagte Mara atemlos. „Schleddehausen mißbilligt unsere Verhandlungen mit den Arbeitern und ist in großer Erregung darüber. Mama ist wieder einer Dohnmacht nahe und macht Tante Emerenzia und mich dafür verantwortlich.“

Der Maler warf mit einer kühnen Kopfbewegung sein langes Haar aus der Stirn: „Ich fürchte mich nicht vor dem Herrn Baron. Es ist das Beste, ich spreche mit ihm. Er wird sich Vernunftgründen beugen.“

„Auf keinen Fall!“ Mara klangen noch die zornigen Worte des Barons im Ohr: „Mag sich dieser hergelaufene Kerl doch zu allen Teufeln scheren. Er richtet nur Unheil an mit seinen bornierten Ideen. Er muß sofort runter vom Hof!“

Wie einen Stich ins Herz hatte Mara diese Worte empfunden, und mit einer Heftigkeit, die niemand je an ihr gesehen hatte, war sie für den Maler eingetreten. Auf die alte baltische Gastfreiheit hatte sie sich berufen, und das vielleicht verfehlte Vorgehen Madelungs mit dem Edelmut seiner Motive entschuldigt. Der Baron war darüber erstaunt. Was für ein neuer Wille befeelte das Mädchen, das ihm bisher immer gleichgültig und abwesend erschienen war? Sollte der Maler noch anderes Unheil gestiftet haben? Dieses Vorküll ist eine wahre Brutstätte abnormer Erscheinungen, dachte Schleddehausen und laut sagte er:

„Die Angelegenheit ist jetzt nicht mehr Vorkülls Sache allein. Da es immer noch ohne Herr ist, muß es sich unsere Vormundschaft gefallen lassen. Gut, wenn Sie den Menschen nicht ganz vor die Türe setzen wollen, was ich für das beste halte, so sorgen Sie wenigstens dafür, daß er sich auf keinen Fall mehr in unseren Konflikt einmischet. Es brennt lichterloh im Lande. Wir sind verloren, wenn das Volk jetzt nicht die Faust im Nacken spürt. Auf Rosenhof droht offener Aufruhr. Ich komme von dort und muß sofort wieder zurück. Jetzt will ich noch ein paar Worte mit Ihren Leuten reden. Lassen Sie mich bitte allein mit ihnen!“

Mit Mühe gelang es Mara, den Maler zurückzuhalten: „Tun Sie es um meinetwillen!“ bat sie inständig. „Mama ist Wachs in Schleddehausens Hand. Wenn er verlangt, daß Sie den Hof verlassen, vergift sie alles, was wir Ihnen zu verdanken haben. Und wir verdanken Ihnen wirklich viel. Sie ahnen ja nicht, wie Sie mir wohlgetan haben. . . .“

„Hab ich das, Fräulein Mara?“ Der Maler faßte ihre Hand.

„Sehr, sehr!“ sagte sie warm. „Ich war am Ersticken in dieser Atmosphäre von Frömmerei und Disharmonie! Ihre ruhige feste Art, Ihre lebenbejahenden Grundsätze haben mich wieder aufgerichtet. Ich mag, ich will Sie nicht so bald wieder verlieren. . . .“

„Sie sollen mich nie verlieren!“ klang die Stimme des Malers leise. Sein Arm legte sich fest um Maras Schulter und er zog das junge Mädchen an sich.

„Meine Seele klang auf, als ich Sie am Sonntag aus dem Park treten sah, und hat nicht aufgehört zu klingen, seitdem ich unter einem Dach mit Ihnen leben durfte. Was bedeutet das, Mara? Nur gleichgestimmte Saiten tönen so! Und das sind unsere Seelen! Gleichgestimmt schwingen sie sich zueinander. Wir mußten uns begegnen, liebstes Mädchen!“

Mara schmiegte sich in des Malers Arm und dachte: „Das ist also das, was du ersehnt hast!“

Da wurde die Dämmerung im Zimmer von dem aufflammenden Widerschein eines Feuers erhellt. Erschreckt stürzte Mara ans Fenster. Madelung fand dabei Zeit, das Bild von dem er ein Stück aus seinem Versteck hervorragen sah, vollends unter die Decke zu schieben. Er war während der letzten Szene das peinliche

Gefühl nicht losgeworden, Mara könnte seinen Schatz bemerkt haben. Aber das junge Mädchen war der Gegenwart zu weit entrückt gewesen; der Flammenschein erst brachte ihr die Gefahr der Stunde wieder zum Bewußtsein.

Die Scheiben des Fensters schienen in Blut getaucht und als Mara es öffnete, strömte ein penetranter Branntweingeruch ins Zimmer.

„Die Brennerei?!“ rief sie in banger Frage und stürzte auf den Flur, indem sie dem Maler winkte, ihr zu folgen.

Madelung aber folgte ihr nicht. Er schloß die Thür und riegelte sie hinter sich ab. Mochte da draußen vorgehen was da wollte. Die Brennerei lag weit genug entfernt. Und mehr als alle Not dieses Erdenwinkels beschäftigte den Maler der so schnell erfüllte Traum seines Glücks. Vorbei war die erbärmliche Armut seines bisherigen Lebens, vorbei auch die Niedrigkeit seiner Stellung. Das Mädchen das ihn liebte, hob ihn empor aus der Niederung, in der er und sein Geschlecht bis heute gelebt hatten . . .

* * *

Gerade als der Baron Schleddehausen in der Brennerei mit den Leuten verhandelte, war eines der Fässer, die aus der Fabrik ins Lagerhaus gerollt wurden, auf dem Wege angebohrt und der ausgelaufene Inhalt in Brand gesteckt worden.

Wer war der Täter? Die Frage mochte später beantwortet werden! Jetzt galt es, den brennenden See zurückzudämmen und zu isolieren.

Fuß um Fuß wurde der Flamme durch die Erdmassen abgewonnen, die der Spaten aushob und in weitem Wurf in das Auf- und Niederwogen des Feuermeers schleuderte. Die Gluthize, die sich auf dem Platz verbreitete, brachte das nahe Lagerhaus in größte Gefahr. Die Spritze wurde in Tätigkeit gesetzt und kühlte mit ihrem Strahl die Luft vor dem gefährdeten Gebäude.

Noch einmal siegte die Energie des Herrenmenschen über das Element, über das Feuer wie über den Troß der Leute.

Von dem weithin verbreiteten Dunst berauscht ließen die Männer die Arme sinken, als die Flamme einem Irrlicht gleich endlich verlöscht war. Schleddehausen aber nahm jetzt noch einmal das Wort:

„Wer diese Schurkerei getan hat,“ sagte er mit hellklingender Stimme, „wird seine Strafe finden. Heute mag er triumphieren. Gewiß, er hat die Herrschaft geschädigt, die ihm das Brot gab. Und wenn er es darauf absteht, kann er noch mehr Schaden anrichten. Doch hütet euch, Leute. Vorhin habe ich im guten zu euch gesprochen: das Wohl des Dieners ist das Wohl des Herrn. Ich habe mich dafür verbürgt, daß Herr von der Borke euren Wünschen, soweit sie berechtigt sind, Gehör schenken wird. Aber auf Gewalt gibt es nur die eine Antwort: wieder Gewalt! Hinter uns steht die besetzte Ordnung eines ganzen Reiches. Nadelstiche sind es im besten Fall, die uns von euch

verfeßt werden können. Aber die Strafe dafür, die in unsere Hand gegeben bleibt, bedeutet für jeden Einzelnen von euch Vernichtung!"

Nicht ein Laut war zu hören nach diesen Worten und hoch aufgerichtet wandte sich der Baron zum Gehen. Mit ihm verließen die Damen des Schlosses die Brandstätte und Maddis eilte eilfertig voraus, um den Wagen zu rufen.

"Ich danke Ihnen, Baron!" sagte Mara, tief ergriffen von der entschlossenen Kraft dieses Adelsmenschen.

"Mein Gott," dachte sie, als sie die Schloßtreppe hinauffstieg, um die Mutter zu beruhigen. "Eben noch flog mein Herz dem andern zu!"

Wie fern lag die Stunde seligen Sichaufgebens, wo war der Mann, in dem sie noch vor wenigen Minuten ihren Herrn und Befreier gesehen hatte?

* * *

Der Petersburger Frühzug fuhr auf dem Revaler Bahnhof ein.

Seinen vollbesetzten Wagen entstiegen in Scharen Offiziere, Studenten, Junker — kurz ein großer Teil der baltischen Jugend kehrte mit dem Zuge in die Heimat zurück. Auf die letzten Alarmnachrichten hin hatten sie alle anderen Rücksichten beiseite gesetzt und kamen der bedrängten Scholle zu Hilfe.

Ein Gardeoffizier, eine hohe stattliche Erscheinung, sprang aus einem Abteil erster Klasse und eilte den Zug entlang. An der Tür des Schlafwagens begrüßte er eine tief verschleierte Dame und geleitete sie in ritterlicher Haltung zur Droschke.

"Hotel Petersburg!" rief er dem Droschkenfutcher zu. Dann küßte er der eleganten Frau die Hand und sagte so laut, daß es die Nächststehenden hören konnten: "Ich werde mir erlauben, gegen Mittag meine Aufwartung zu machen!" Als er sich umwandte, flog eine jugenhafte Röte über sein raffiges Edelmannsgeßicht. Aus einer Gruppe junger Barone lächelte ihm augenzwinkernd sein Kamerad René von Manteuffel entgegen. Der junge Offizier runzelte unwillig die Stirn und ging, ohne sich aufzuhalten, raschen Schrittes ins Bahnhofsgelände zurück, um zu telephonieren.

"Ja, ja!" rief er, als die gewünschte Verbindung hergestellt war. "Ich bin es selber — Wolff Joachim. Wenn es nötig ist, komme ich noch heute abend. Sonst morgen. Wir haben erst Konferenz im Aktienklub. Es handelt sich um den Selbstschuß — ich habe alles gelesen — die Bande soll mich kennen lernen! Papa hat von Monte Carlo telegraphiert. Er ist unterwegs. Paul ist auch benachrichtigt. Ich wohne im Schildberg'schen Quartier. Wiedersehen, Mara!"

Auf dem Bahnhof war es unterdessen still geworden. Wolff Joachim von der Borke rief den letzten Zweispänner und fuhr durch die Vorstadt nach dem Dom. Er wollte die innere enge Stadt vermeiden, um nicht auf seinem Weg von Bekannten gesehen und womöglich angehalten zu werden.

Er kannte Reval zur Genüge, um sich nicht zu sagen, daß seine Ankunft in Frau Soljas Begleitung bald in aller Leute Munde sein würde. Möchten sie reden! Er war nicht gewöhnt, Rücksichten zu nehmen. Aber dieses anzügliche Lächeln — hols der Kuckuck — das vertrug er nicht. Dann fühlte er sich versucht, einen Streit vom Zaun zu brechen, und seine Hand zuckte nach dem Passasch.

In großen Haufen kamen ihm streikende Arbeiter entgegen.

„Sieht ja bunt aus, bei euch!“ sagte Wolff Joachim zum Kutscher, der achselzuckend seine Pferde zum Schritt zügelte.

„Wird noch doller werden,“ brummte er.

Stumm fluteten die Volksmassen an dem Wagen vorüber, ohne von der blinkenden Uniform des Insassen irgendwelche Notiz zu nehmen. Dieses Schweigen wirkte unheimlich auf den jungen Offizier. Er hatte sich eine Volkserhebung nicht anders vorgestellt, als von wüstem Lärm und drohenden Reden begleitet. Die schweigende Energie der vorwärtstrebenden Arbeiterbataillone zwang sein impulsives Temperament zur Betätigung einer Tugend, die ihm nicht lag — zum Abwarten.

Da riß ihn das Knattern einer fernen Salve in die Höhe.

„Wo ist das?“ fragte er den Kutscher und stand aufrecht im Wagen.

„Meiersche Fabrik!“ war die kurze Antwort.

„Fahr hin!“ herrschte ihn Wolff Joachim an. Da drehte sich der Kutscher mit blödem Gesicht um: „Wir werden nicht durchkommen!“

„Das werden wir sehen! Fahr nur, soweit es geht!“

Aus der Richtung der Schüsse klang Hohn und Lärmen. Nach wenigen Minuten schon mußte der Wagen halten. Ein Knäuel von Menschen verwehrt ihm die Weiterfahrt. Ein paar freche Stimmen schrien: „Aussteigen!“ Zwei Burschen packten die Pferde am Zügel und schoben sie zurück.

„So brauch doch die Peitsche!“ rief der Baron dem Kutscher zu, der gleichmütig alles mit seinem Gespann geschehen ließ.

Da loderte Wolff Joachim den Degen und donnerte: „Macht Platz, ihr Lämmels, oder ich hau' euch zusammen!“

Seine Worte entfesselten ein vielstimmiges Gebrüll. Kaum hatte er den Degen ziehen können, als schon ein Duzend Kerls auf ihn stürzten, um ihn vom Wagen zu reißen. Der saufende Schwung des Säbels befreite ihn. Ein junger Mann wälzte sich getroffen neben dem Wagenrad: die Klinge hatte ihm die halbe Backe weggerissen. Da knallte ein Revolverschuß. Die Kugel streifte die goldenen Rippen des Uniformkragens. Aus der Menge aber gellte in dem gleichen Moment ein Todeschrei. Der Schuß aus dem Hinterhalt hatte sein Ziel verfehlt und eines der Weiber getroffen, die mit im Zuge waren.

Diese blutigen Ereignisse hatten sich in wenigen Sekunden abgespielt. Ebenso rasch änderte sich jetzt das Bild. Der Kutscher rief von seinem Bock:

„Die Kosaken, die Kosaken!“ Es war das Zauberwort, auf das hin sich die Mauer von Menschenleibern öffnete und auseinanderstob.

Der Offizier der Kosakenabteilung trat grüßend auf Wolff Joachim zu. Er sah die Blutlache am Wagen und fragte: „Sind Sie verwundet?“

Nervös auflachend deutete der Gardeoffizier auf den Kragen seiner Uniform, der von dem Streifschuß verbrannt war: „Um ein Haar!“

„Wohnen Sie hier in der Gegend?“

„Nein — auf dem Dom! Wolte mich nur orientieren. Ich hörte Schüsse . . .“

Der Kosakenoffizier legte wieder grüßend die Rechte an die Papacha:

„Es empfiehlt sich in diesen Zeiten, Ansammlungen tunlichst aus dem Wege zu gehen!“ sagte er ernst. Dabei wies er auf die Tote, die in einiger Entfernung, mit dem Gesicht zur Erde gewandt, auf dem Pflaster lag: „Das ist Öl ins Feuer!“

„Die Kugel hatte mir gegolten!“ sagte Wolff Joachim unmutig. Dann steckte er seinen blutigen Degen mit erzwungener Gelassenheit wieder in die Scheide und stieg in den Wagen. Kühl erwiderte er den Gruß, denn er ärgerte sich über die Lektion, die in den Worten des Kosakenoffiziers gelegen hatte. Mit einem verniffenen Lächeln um den Mund fuhr er weiter, ohne auf das Treiben der Straße weiter zu achten.

* * *

Frau Lolja Iwanow saß in ungeduldiger Erregung vor dem Ofen des kleinen Salons neben ihrem Schlafzimmer. Sie kam sich höchst überflüssig vor in dem Provinzmilieu dieser fremden Stadt und bereute es, dem eifersüchtigen Drängen ihres Freundes nachgegeben zu haben.

Über zwei Stunden schon wartete sie auf seinen versprochenen Besuch und wußte nicht, womit sie ihre Zeit zubringen sollte.

Das Zimmermädchen hatte ihr berichtet, daß schon wieder ein Zusammenstoß zwischen Arbeitern und Kosaken stattgefunden hatte, und auch von dem Überfall auf einen Offizier erzählte sie.

„Als ob es hier sicherer ist wie in Petersburg!“ dachte Lolja ärgerlich und vergaß dabei ganz, daß es die Drohung ihres von ihr verlassenen Gatten war, die Wolff Joachim hauptsächlich für die Notwendigkeit ihrer Entfernung aus der Residenz ins Treffen führte. Die Wut des Betrogenen war noch immer nicht verrauht, und in mehr als einem Briefe hatte er ihr geschworen, sie niederzuschießen, wo er sie auch treffen würde. Aber in dem ihr eigenen Phlegma hatte sie diese Drohungen niemals ernst genommen und sich deshalb anfangs gestraubt, den Baron nach Reval zu begleiten.

„In einer Woche bist du wieder da! Solange bleibe ich in meinen vier Wänden und lasse keinen Besuch vor, wer es auch sei!“

„Nicht einen Tag kann ich ohne dich sein!“ war Wolff Joachims leidenschaftliche Antwort gewesen. Es war geradezu eine Art Hörigkeit, die ihn diesem jungen Weib verband, seitdem sie ihm ihre vollendete Schönheit und den Zauber ihres schmiegamen Wesens offenbart hatte.

„Wer weiß, wie lange ich fortbleiben muß!“ hatte er hinzugesetzt. „Und was kann sich nicht alles ereignen! Schon jetzt ist der Postverkehr vielfach gestört. Ich höre vielleicht wochenlang nichts von dir. Und, wenn ich wiederkomme, hat dich der Kerl wirklich erschossen und du bist längst begraben. . . .“

In der Vorstellung, daß dieser herrliche Frauenleib hingemordet werden könnte, waren dem jungen Offizier die Tränen in die Augen gestiegen, ein Gefühlsausbruch, der Lolsjas Eitelkeit um so mehr schmeichelte, als Wolff Joachim in der Gesellschaft wegen der rücksichtslosen Härte seines Wesens bekannt war.

„Nun bin ich natürlich in den Hintergrund gedrängt!“ dachte sie, wie sie in dieser beängstigend stillen Mittagstunde fröstelnd vor dem Ofen saß. Die schlechte Laune zeichnete ihr Falten in die weiße Stirn unter dem schwarzen üppigen Haar.

Da klirrten Sporen auf dem Korridor — im nächsten Augenblick war die Tür aufgerissen, und der so ungeduldig Ersehnte lag vor Lolsja auf den Knien und küßte ihre molligen Grübchenhände.

„Arme kleine Taube! Hast dich gelangweilt? Ich bringe Unterhaltung genug. Komm jetzt, nebenan ist serviert — unsere erste Kriegsmahlzeit! Du sollst im Feld nicht darben, kleine Heldin.“

Seit wurde in den Burgunder gemischt und blutrot perlte es in den geschliffenen Schalen.

„Heute rot — morgen tot! heißt ein deutsches Reiterlied.“ Die Hand des jungen Kriegers zitterte leicht, als er der Liebsten zutrank, wobei er tief in ihre dunklen Augen sah.

(Fortsetzung folgt)

